letzten Jahrzehnten in den Ludwigshafener Laboratorien erfunden wurde, sei schließlich das Gemeinschaftswerk eines Stabes tüchtiger Chemiker und einer Generation unübertrefflicher Pfälzer Arbeiter.

Für die vor etwa zwei Jahrzehnten von ihm begründete Reppe-Chemie findet Walter Reppe nach kurzer Ueberlegung die volkstümliche Formel: „Oben rein, unten raus". „Aber wir brauchen noch zehn bis zwanzig Jahre, wenn wir das alles ausschöpfen wollen."

Den Amerikanern ist Walter Reppe seit 1945 böse. „Man hat mich zwei Jahre meiner Freiheit beraubt," sagt er, „ohne daß ich bis heute eigentlich weiß, warum. Man hat mir 1945 einen 6-Dollar-Kontrakt (pro Tag) angeboten, und das war eine Beleidigung."

Er schlug später auch einen 9200-Dollar-Jahresvertrag und die Möglichkeit aus, US-Millionär zu werden. Zuerst sei er Deutscher und sehe es als Feigheit an, sein Land zu verlassen, weil es dort schlecht steht. Ueberdies glaubt er, es gebe nicht zum zweitenmal auf der Welt einen Platz, der wie Ludwigshafen die Voraussetzungen besitzt, wissenschaftliche Laboratoriumsarbeit in großtechnische Maßstäbe zu überführen.

Als der Krieg sich 1945 dem Rhein näherte, hatte Walter Reppe seine Ludwigshafener Labors schon nach Gendorf, 100 km östlich von München, verlagert, darunter auch 28 Tonnen wissenschaftlichen Materials. Er hat von beidem nicht viel wiedergesehen.

Als sich die Russen in Eisenach bei seiner Schwester nach ihm erkundigten, pendelte Reppe unter amerikanischer Betreuung zwischen Dachau, Kranzberg, Oberursel und Ludwigsburg. Er hungerstreikte, schrubbte Abortanlagen, verweigerte Kontrakt-Signaturen und schrieb seine Chemie nieder.

Zwischendurch empfing er internationalen Besuch und ärgerte sich über amerikanische Presseveröffentlichungen, die ihn in einem Atemzuge zum weltberühmtesten Chemiker und hartgesottensten Nazi stempelten. Beides stimme nicht.

„Der Partei trat ich erst 1944 bei, als es keine andere Möglichkeit mehr gab, meinen Stab junger Chemiker vor dem General Heldenklau zu retten."

Im September 1947 wurde Reppe aus dem Dachauer Lazarett entlassen. Als er Tage später nach Nürnberg zu Zeugenaussagen bestellt wurde, brachte er vorsorglich einen Koffer mit Haftutensilien mit. Diesmal aber waren ihm die Amerikaner wohlgesonnen und entließen ihn sogar nach Ludwigshafen. Früher hatten sie gesagt: „Sie werden niemals wieder nach Ludwigshafen zurückkehren".

Er war an jenem unglückseligen Julimittwoch gerade von seinem Schreibtisch aufgestanden, als 30 Tonnen Dimethyläther explodierten. Sein Schreibtischsessel war Sekunden später bespickt mit meterlangen Glasscherben, und die Eisentür flog wie ein zerknittertes Handtuch durch die Luft. „So etwas rieche ich rechtzeitig. 1921 (er war einige Monate vorher bei der I.G. eingetreten) lag ich noch im Bett, als Oppau in die Luft flog. 1943, an meinem 51. Geburtstag, war ich gerade unterwegs, um mich bei meinen Mitbürgern für die Geburtstagszigarren zu bedanken." (Damals gab es 60 Tote.)

Nach Reppes Meinung hätte die Juliexplosion dieses Jahres die 1921er-Katastrophe (600 Tote) um ein Vielfaches übertroffen, wenn der aus dem Kesselwagen entwichene Dimethyläther noch eine andere Luftmischung erreicht hätte. Die 30 Tonnen Dimethyläther hätten bei ihrem höchstexplosiven Mischungsgrad die Wirkung von 175 Tonnen Dynamit gehabt. Tatsächlich sei im Juli etwa die Wirkung von 30 Tonnen Dynamit erreicht worden. Wie der Dimethyläther aus dem Kesselwagen entweichen konnte, das ist auch für Walter Reppe noch ein Geheimnis.

Seit er wieder in Ludwigshafen ist, profitieren die Franzosen an Reppes Chemie. Vieles, was oben rein kommt, geht nach Frankreich. Im Mai dieses Jahres hielt er in Paris vier Vorträge, die jetzt gedruckt werden.

Seinem 20jährigen Sohn muß er nicht erst sagen: „Du mußt Chemiker werden". Er bewegt sich bereits in Tübingen in den Spuren des alten Herrn und wird nach dessen Meinung vielleicht das, was er bei sich bescheiden ignoriert: „Mein Junge ist ein Chemiegenie".

*) Reppe ist der Erfinder des Buna. Zahllose Geheimformeln zur synthetischen Herstellung von Farben, Heilmitteln, künstlichen Geweben, Kunstharzen, Treib- und Explosivstoffen sind ihm patentiert. Nach französischen Schätzungen würde der Verkauf der Reppe-Patente an das Ausland ausreichen, um sämtliche französischen Reparationsansprüche zu befriedigen.

73, mit Abstand der letzte
**Rundstedt**, Knochenhauer-Gast

## Was Brauchitsch gerne hat

### Die Geschichte der vier

„Das ist doch der Alte?" Ein paar PoWs aus Aegypten blieben im Entlassungsdorf Munster (Lüneburger Heide) stehen. Der alte Mann vor dem britischen Hotel Winckelmann war der ehemalige Oberbefehlshaber des deutschen Heeres, Generalfeldmarschall Walter von Brauchitsch. Die Ex-Soldaten glaubten zu wissen, was Walter von Brauchitsch gerne hat: Sie marschierten noch einmal im Parademarsch über das Kopfsteinpflaster an ihm vorbei.

Daß Walter von Brauchitsch und seine drei Mitgefangenen, Generalfeldmarschall Gerd von Rundstedt, Generalfeldmarschall von Manstein und Generaloberst Strau jeden Tag drei Stunden im Lager und d spazierengehen dürfen, ist erst seit v Wochen erlaubt. Vorher wurden sie Munsterlager kurz gehalten. Allenfa durften sie sich an die vergitterten Fens ihrer Stuben im Lazarett „Gener Knochenhauer-Kaserne" stellen und z sehen, wie die braungebrannten Fellach aus Nordafrika und die schweigsam Marschierer aus dem Osten vor dem La rett vorbeidefilierten. Aus England k niemand mehr. Brauchitsch, Manste Rundstedt und Strauß waren — mit A stand hinter dem letzten Transport — d Letzten.

Die Munsterer Handwerker kamen d mals mit kurzfristigen Terminen ins G dränge. Eine Reihe Zimmer im „Gene Knochenhauer" wurde ausgeräumt, g schrubbt und mit Tisch, Stühlen und Sesse versehen. Gardinen wurden montiert von außen schwedische und von inn buntgeblümte — und der Komfort n Teppichen vollendet.

Brauchitsch und Strauß kamen zuer mit ihnen eine handfeste britische Wach parade. Ein paar Tage später wurden Ma stein und Rundstedt mit einem Auto a Nürnberg angefahren. Sie hatten dort v einem Kriegsverbrechertribunal gezeu

Die vier durften kaum miteinand sprechen. Dem deutschen Stationsa hatte man nahegelegt, bei seinen Visit nicht unmittelbar von einer Tür zur a deren zu gehen. Außerdem standen T und Nacht Leibgardisten in den Zimm spielten gelangweilt mit ihren Gumm knüppeln und hatten strikten Auftrag, d German Field-Marshals bei keiner ihr Verrichtungen aus den Augen zu lassen.

Bald war Besuch gekommen. Frau v Brauchitsch, Frau von Manstein und Fr Strauß mit ihrer Tochter bezogen auf d gleichen Etage Zimmer und durften ih Gefangenen jeden Tag drei Stunden la besuchen.

Bis die ein wenig aufdringliche englisch Beschattung dem Feldmarschall von Ma stein zuviel wurde. Er schrieb an den en lischen Militärkritiker Liddell Hart. Dr Jahre lang habe man ihn als Krieg gefangenen behandelt. Er habe sich zu Schluß in England wie jeder andere Po frei bewegen dürfen. Niemand habe ih gesagt, daß eine Anklage vorbereitet werd und nun werde er so unwürdig behandel Brauchitsch ließ aus Protest zwei Mah zeiten zurückgehen.

Liddell Hart machte die Geschichte d vier publik; der „Manchester Guardia redete von fair play, und das britisch Kriegsministerium motivierte die Ha schleunigst: Es werde ein Kriegsverbreche prozeß gegen die Feldmarschälle vo bereitet.

Immerhin geht es ihnen seitdem etwa besser. Die Frauen dürfen jetzt nicht mel nur zum Tee zu ihren Männern, sonder Tag und Nacht bei ihnen bleiben, ohne da ein Engländer daneben steht und aufpaß In die Zimmertüren sind Löcher ein geschnitten und mit Papier überklebt, da mit die Posten besser hören können, wa drinnen vorgeht. Wenn Besuch da is hängt ein Schild an der Tür und gebiete jedem, nicht hereinzukommen, ohne anzu klopfen.

Die Aerzte dürfen ihre Patienten (gesun sind sie alle nicht — Manstein ist 63 Jahr alt, von Brauchitsch 67, Strauß 69 und vo Rundstedt 73) auch schon einmal zur Zahnarzt im Hause oder zur Bestrahlungs station nach nebenan schicken. Aber de Presse darf niemand in ganz Munsterlage etwas über die Marschälle erzählen.

Was später einmal werden soll, wisse alle vier noch nicht. Frau von Manstein er nährt sich vorläufig von selbstgestickte Lesezeichen.

# Mainz gebührt der Preis

**Laien in der Minderheit**

Sechzigtausend Quadratmeter ist das Gelände des Mainzer Katholischen Jugendwerkes groß. Als Papst Pius XII. der betenden Menge und „dem ganzen deutschen Volke" den apostolischen Segen erteilte, knieten auf jedem Quadratmeter drei Gläubige. Zur Schlußkundgebung des 72. deutschen Katholikentages hatten sich weit mehr als doppelt soviel Menschen versammelt wie Mainz Einwohner hat.

Die deutschen Katholiken trafen sich seit 16 Jahren, seit dem 71. Katholikentag in Essen, das erstemal zu einer Generalversammlung, um zu den Fragen der Gegenwart Stellung zu nehmen. Gleichzeitig feierten sie die Erinnerung an den ersten Katholikentag überhaupt, der genau vor 100 Jahren auf Betreiben des Mainzer Domherrn Adam Franz Lennig in Mainz abgehalten wurde. Sechsmal erhoben seither in Mainz die katholischen Laien ihre Stimme zum Schutz ihrer Kirche.

Nachfolge Kettelers
**Stohr von Mainz**

Jetzt ist Mainz zerstört. Aber es sagte nicht nein, als es hieß, die Tradition der Katholikentage fortzuführen. 10 000 Festplaketten machte in den letzten Wochen des August täglich ein Mainzer Stanzwerk fertig. Sie sollten in allen Diözesen Deutschlands zur Finanzierung der Mainzer Feierlichkeiten verkauft werden. 10 000 Plakate mit dem Motto des Katholikentages: „Nicht klagen — handeln" wurden verschickt, um auf den Anschlagsäulen das Bild des Kölner Doms abzulösen.

Köln war eine festliche Versammlung der Kirchenfürsten mit dem äußeren Anlaß des Kölner Domjubiläums. Mainz war eine Arbeitstagung der geistigen Elite des deutschen Katholizismus, ohne äußeren Anlaß, aber mit dem Ziele, den Problemen des Alltags in sachlicher Arbeit auf den Leib zu rücken. Köln trug internationalen, Mainz nationalen Charakter.

Aber der Kölner Kirchenfürst Kardinal Frings, der dem Pomp abgeneigte Hausherr des Kölner Festes, sagte auf der Schlußversammlung in Mainz: „Drei Feste feierten die deutschen Katholiken in diesem Jahr. Das Jubiläum der Matthias-Basilika in Trier, das Jubiläum des Kölner Doms und jetzt den Mainzer Katholikentag. Mainz gebührt der Preis!" Nicht der Klang großer Namen, sondern die andächtige, unübersehbare Menge der Gläubigen auf dem idyllisch von Bäumen umgebenen Oval vom Festplatz des Katholischen Jugendwerkes ließen Mainz den Preis erringen.

In Mainz wurde auch eine Tonart angeschlagen, die der religiöse Sozialist Walter Dirks, mit Eugen Kogon Herausgeber der „Frankfurter Hefte", in Köln gegen die barocke Festorgel nicht zum Tragen gebracht hatte: Daß die Kirche nämlich eine Kirche der Armen sein müsse.

Der Bischof von Mainz, Albert Stohr, sagte es in seiner Sonntagspredigt allen Mainz-Pilgern und Rundfunkhörern: So siegesgewiß wie der große Mainzer Bischof Ketteler, der die soziale Frage ausschließlich durch die Kirche gelöst wissen wollte, könne man nun, 75 Jahre später, nicht mehr sein. Der Staat habe der Kirche in der sozialen Frage den Rang abgelaufen. Und der Jesuitenpater Ivo Zeiger von der vatikanischen Mission griff in öffentlichem Vortrag jene an, die neue politische Zielsetzung mit dem Wort „christlich" verbrämten.

Es schien dabei, als habe er weniger die christlichen Marxisten als die christlichen Kapitalisten im Auge. Ebenso mußte es die CDU Konrad Adenauers als eine Ohrfeige empfinden, wenn schlagwortmäßig festgelegt wurde, es dürfe nicht heißen: Alles für den Arbeiter, nichts mit dem Arbeiter, sondern: Alles mit dem Arbeiter für das ganze Volk.

Die Arbeiter hätten sich in der Diskussion nicht gemeldet, klagten die Priester beim päpstlichen Mittagessen. Das war kein Wunder, die Akademiker überwogen bei den rund 1000 Ausschußmitgliedern, und unter den Akademikern überwogen wiederum die Geistlichen. Es war keine rechte Laientagung.

Es waren auch wenig prominente Laien da, so wenige, daß Berlins Zeitungswissenschaftler Professor Dovifat die Festansprache hielt, die in früheren Tagen Minister und Kanzler des deutschen Reiches gehalten haben. Die waren ebenfalls nicht erschienen, Brüning nicht und auch Wirth nicht, der aus der Schweiz erst zugesagt hatte.

Die Oeffentlichkeit merkte wenig von den Ausschußsitzungen. Sie zog in den Dom zum morgendlichen Pontifikalamt oder lauschte Pater Zeiger, der gegen den Mißbrauch der Kirche durch die Politik zu Felde zog. Oder der Rede des aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrten Breslauer Professor Dr. Küchenhoff über das Schicksal der Heimatlosen. Oder dem greisen Altenburger Prälaten Ludwig Wolker, der die Jugend aus ihrer Lethargie wach zu rufen versuchte. Oder auch dem Landtagspräsidenten und Ex-Arbeitersekretär Josef Gockeln, der erklärte: „Wenn die Vertreter der Nationen glauben, recht zu haben, so müssen wir als Christen es erstreben, recht zu tun".

Am Sonntag, dem festlichen Schluß- und Höhepunkt, drohten erst dunkle Wolken. Trotzdem mußte die General-Patch-Notbrücke über den Rhein, die noch Wochen vorher die Bewohner des links- und rechtsrheinischen Mainz zonal voneinder trennte, schon frühmorgens gesperrt werden. Soviel Menschen stauten sich zu Fuß, auf Fahrrädern, Lastwagen, Fuhrwerken und in Omnibussen. Auf dem Hauptbahnhof luden 37 Sonderzüge aus Württemberg, von der Mosel und aus dem Ruhrgebiet an die 60 000 Gäste ab. Alle zehn Minuten rollte ein neuer Zug in die Halle.

Als der apostolische Visitator Bischof Aloys Münch um 9 Uhr auf dem Festplatz die Pontifikalmesse zelebrierte, umsäumten schon über 100 000 Katholiken den Al-